

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 275.

Posen, den 29. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wir standen schon vor meiner Tür.

„Geradezu!“ nickt' ich.

„Aber noch nicht lange.“

„Nein — seit dem fünfzehnten. Seit Semesterbeginn.“ Und während ich den Schlüssel hervorholte: „Kommen Sie immer so spät heim?“

Sie war schon zwei, drei Stufen höher gestiegen und wandte sich noch einmal mir voll zu. Mit der einen Hand hatte sie lose das Geländer gefaßt, mit der andern den Korb gegen die Hüfte gestemmt. Dabei sahen mich ihre Augen forschend und etwas unruhig an, indes ihr Gesichtel sich langsam rötete.

„Immer um neun,“ erwiderte sie — leiser als vorhin. „Das ist doch nur wegen der dummen Girlande heut etwas später geworden! Gut' Nacht und schönen Dank!“

„Gut' Nacht, Fräulein . . . Und wenn Sie wieder mal Blumen verschütten . . .“

Sie kicherte droben. Ich konnt' sie nicht mehr sehen.

„Dann ruf ich,“ scholl es herab, und so merkwürdig, als hätt' sie die Hände als Sprachrohr benutzt. „Hier haben Sie auch noch was für die Hilfe.“

Dabei flog eine weiße Aster nieder — nicht weit genug: sie blieb ein paar Stufen höher liegen. Und im selben Augenblick droben ein überstürztes trapp, trapp, daß es zwecklos war, ein „Danke schön“ emporzurufen.

So hab' ich meine weiße Aster genommen und bin in mein Flurzimmer gegangen. Hab' die Lampe angesteckt, mich aufs aufgeschlagene Bett gesetzt, die Blume angestarrt und dazwischen gelacht. Es war doch gar nichts passiert, aber ich war so glücklich. Mein Selbstgefühl stieg wie ein Luftballon, der Ballast ausgeworfen hat, und selig sagt' ich ein paarmal: „Fräulein Kranzbinderin.“ Denn einen andern Namen wußte ich ja nicht. Aber das tat meinem Glück keinen Abbruch. Mir war, als hätte sich vor der verhängten Zukunft der Vorhang heut ein wenig gelüftet, und ich ahnte dahinter ein schönes Land mit tausend Wundern und fremden Verheißungen . . .

Natürlich nahm ich mir auch noch vor dem Einschlafen fest vor, mich am nächsten Morgen bei der Kranzbinderin zu erkundigen, ob die Girlande fertig geworden wäre und der Sturz den Blumen nichts geschadet hätte.

Aber als der graue Morgen kam mit seinem nüchternen Lärm und Leben, sank mein Mut, und ich stand ein paar Tage lang nur hinter den Gardinen, um das Mädchen vielleicht fortgehen oder heimkommen zu sehen. Es nützte aber nichts, weil ich nur die gegenüberliegende Straßenseite bestreichen konnte. So wäre alles vielleicht im Sande verlaufen, wenn ich nicht eines Mittags ganz von ungefähr meiner Blumenfee direkt in die Arme gerannt wäre. Ich kam von der Universität, sie vom Geschäft. Am Dönhofsplatz stießen wir zusammen.

Das Blut stand mir in den Adern, als ich mich am hellen Tage so dicht neben ihr sah. Unre Schritte stockten, wir lächelten — erst dann fiel es mir ein, zu grüßen. Und nach der ersten Verlegenheit machte es sich ganz von selber, daß wir den Weg zusammen gingen. Viel reden konnten wir dabei allerdings nicht. Auf den Trottoirs stießen sich eilige Menschen, und an den Straßenübergängen staute es sich schwarz, bis sich wieder mal eine rettende Furt geöffnet hatte und wir laufend, ausweichend, bald vor — bald zurückspringend das jenseitige Trottoir erreichten.

So waren wir bis zur Mündung der Beuthstraße gekommen — da blieb das Mädchen unschlüssig stehen. Sie drehte an der Quaste ihres Schirmes und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Schließlich raffte sie sich doch auf: „Bitte, begleiten Sie mich nicht weiter, Herr Crusius. Ich . . . ich . . . Mutter erlaubt nicht, daß ich mich begleiten lasse. Ich bin noch zu jung, sagt sie.“

Und mit verlegenem Lächeln, halb trotzig, als hänge ihr die Mutter etwas Peinliches an: „So sehr jung bin ich dabei gar nicht mehr.“

Das reine Kind mit vorgeschobenem Schmolllippen! Selbstverständlich fragt' ich da, wie alt sie wäre.

„Achtzehn,“ sprach sie zögernd. „Glauben Sie's nicht?“

„Aber gewiß, Fräulein . . . Fräulein Namenlos oder Fräulein Kranzbinderin. Ich kenn' Ihren Namen noch nicht einmal.“

Und sie: „Den können Sie gern wissen. Beyer heiß ich, mit e und y.“

Drehte dabei den Kopf wie ein Vogel rechts herum und links herum, ob auch niemand Bekanntes sie sähe. Da hab' ich mich rasch verabschiedet. „Wissen Sie,“ sagt' ich, „ich mach' jetzt noch einen Umweg, und wenn ich vor der Haustür ankomme, sind Sie längst oben.“

Darüber freute sie sich, und wir hatten wieder ein Geheimnis zusammen.

Uebrigens hab' ich später durch Zufall von ihr selbst erfahren, daß sie mich mit ihrem Alter beschwindelt hatte. Sie war erst siebzehn, aber sie hatte Furcht, damit noch nicht für voll genommen zu werden.

Es hat dann aber noch sehr lange gedauert, bis wir merkten, daß aus der Treppenbekanntschaft etwas Ernsteres herauswuchs. Denn wir sahen uns ja immer nur rasch und in längeren Abständen, gingen wenige Minuten zusammen oder tauschten wohl gar nur einen stummen Gruß.

So kam Weihnachten heran — der erste heilige Abend, den ich allein in der großen Stadt verleben sollte. Als es dunkel ward, fühlt' ich mich sehr verlassen. Ich wollt' die Lampe anzünden, merkte aber, daß die Wirtin vergessen hatte, sie hereinzubringen, und als ich klingeln wollte, sehten die Kinder im Wohnzimmer gerade mit Weihnachtsliedern ein. Da blieb ich im Dunkeln, hörte zu und verspann mich mehr und mehr in das Gefühl des Ausgeschlossenseins, das mich als Kind schon begleitet hatte. Bis die Sehnsucht nach Wärme, Luft, Menschen gar zu übermächtig ward und ich den Mantel nahm und auf die Straße trat. Stunden lief ich herum, dann ging ich in die kleine Kneipe zum Abendessen. Auch hier, inmitten des Speisedunstes, brannte ein Christbaum,

aber er stand seltsam fahl und unpersönlich in dem Vorsa: er konnt' einem fast wehtun. So bin ich bald wieder durch die Straßen gewandert.

Es hatte derweil angefangen zu schneien, und große Flocken trieben unablässig gegen die Scheiben der Gaslaternen und die strahlenden Fenster der großen Kaufläden. Ich blieb vor einem dieser Läden stehen und sah, wie sich drinnen die Menschen drängten und nichts zu begehren schienen, als ihr gutes Geld so schnell als möglich loszuwerden. Ein ungeheurer Opferdrang schien über jeden gekommen zu sein. Die Straßen wogten noch von Menschenschwärmen, obwohl die Bescherung in den meisten Häusern doch schon angefangen hatte. Und als ich so mit dem Strome trieb, angestoßen, gedrängt, überholt und doch unbeachtet in der ruhelosen Hast, packte auch mich derselbe Drang, der all diese Menschen besetzte: zu schenken, ein Opfer zu bringen.

Wem? Ach, ich konnt' ja nur eine in der großen Stadt, zu der es mich zog. Und heimlich hatte sie auch heute wohl schon hinter allen meinen Gedanken gestanden.

Ene Beyer — denn ihren Vornamen hatt' ich mittlerweile auch erwischt — war noch im Geschäft. Wenn ich sie erwartete und ihr ein Christgeschenk mitbrachte?

Mit ungestümer Freude zählte ich mein Geld und besah mir nun mit ganz anderen Blicken, nicht mehr traurig und zwecklos, die bunten Auslagen der Kaufhäuser. Aber die Wahl war schwer. Etwas Wertvolles konnt' es nicht sein; Blumen waren bei einem jungen Mädchen, das tagsüber damit zu tun hatte, auch nicht angebracht, und so erstand ich schließlich in einem Konfitürengeschäft einen wunderschön bemalten und einladend gefüllten Karton, auf dem von rosa Bändchen ein Tannenzweig zum Zeichen der Weihnacht gehalten wurde. Damit eilt' ich dann vor das Geschäft von Röse & Diekmann.

Auch hier war noch viel zu tun, und es sah nicht darnach aus, als würden die jungen Mädchen vor halb zehn frei sein. So lief ich denn in dem sanften Flockenfall auf und nieder. Auf dem nassen Asphalt spiegelten sich kreisförmig die farbigen Lichter der Straßenbahnen. Ununterbrochen glitten sie an mir vorbei, der ich mein Paket krampshaft unter dem Mantel vor der eindringenden Feuchtigkeit zu schützen suchte.

Es ging richtig auf halb zehn, als die ersten Mädchen das Geschäft verließen. Ganz zuletzt — fast hatt' ich die Hoffnung schon aufgegeben — stürzte Ene Beyer heraus. Sie raffte, ohne nach rechts und links zu blicken, mit der einen Hand die Röde und versuchte mit der andern noch im raschen Laufe die letzten Knöpfe des heißen Mantels zu schließen. Ich mußte rufen — sonst wär' sie mir glatt entwischt.

Sie stockte, sah sich um, erkannte mich, aber machte eine Bewegung, als sei sie zweifelhaft, ob sie nicht doch weiterzählen sollte.

„Ich hatte Fräulein Grotrian noch etwas zu sagen,“ antwortete sie mir auf meine beklommene Frage und spähte nach der Richtung, in der dieses Fräulein Grotrian verschwunden war.

Aber dann schlenkerte sie kurzweg mit der Hand: „Schließlich hat es noch Zeit.“ Und zu mir: „Sind Sie denn nicht bei der Bescherung? Wie kommen Sie noch so spät auf die Straße? Ich muß rasch machen . . . Mutter wartet gewiß schon. Wir haben doch heut Gänsebraten.“

Das dämpfte meine Freude stark, und ich kam mir wie ein Narr vor, daß ich hier umsonst so lange gewartet hatte. Eigentlich hätt' ich's mir denken können: Wer hatte denn am heiligen Abend Zeit? So ging ich ziemlich schweigsam neben ihr durch die Flocken. Sie plapperte dafür fortwährend: stöhnte über die späte Stunde, klagte über die Unmenge Arbeit, ärgerte sich über Fräulein Grotrian, die so schnell wegelaufen sei, erzählte, daß sie ihrer Mutter irgend etwas gestickt habe und grübelte, was sie wohl bekommen würde — ob etwa gar den gewünschten Muß. Aber während sie noch

wie ein Rohrpaß schwächte, mußte meine Schweigsamkeit oder mein Gesicht ihr wohl irgendwie zu denken geben, denn plötzlich unterbrach sie sich, guckte mich von der Seite an und sagte: „Warum sind Sie so still? Und haben Sie den heiligen Abend denn schon zu Ende gefeiert? Hat Ihnen das Christkind viel gebracht?“

Als sie die Wahrheit hörte, war sie starr.

„Gar keinen Weihnachtsbaum? Und niemand, mit dem Sie zusammen sind? Aber das geht ja gar nicht, das ist ja . . . ist ja . . .“

Sie fand das Wort nicht. Doch ich merkte, wie sie in dem leicht erregten Mitleid des guten Mädchels zu traulicher und lieber ward, gleichsam um mich die Entbehrungen des Abends vergessen zu machen. Als ich sie bat, mir doch ein Viertelstündchen Gesellschaft zu leisten, war sie trotz des wartenden Gänsebratens auch sofort dabei, und so bogon wir vom graden Wege ab in stillere Gassen und Gäßchen. Ganz natürlich kam sie von meiner einsamen Weihnacht darauf, daß ich keine Eltern mehr haben müsse, erzählte, daß auch ihr Vater seit Jahren tot sei, daß die Mutter oft kränkele, und in einem ernsteren und innigeren Gespräche als je gingen wir so durch den späten Abend.

Plötzlich aber — sie war ganz gerührt und hatte mir eben gesagt, wie leid ich ihr täte und wieviel Trauriges auf der Welt sei — blieb sie einen Moment stehen, hob den Fuß an, lächelte, sicherte und fing, weil sie niemals einer Laßgelegenheit Widerstand leisten konnte, in ihrer lauten, herzlichen Art zu lachen an.

„Verzeihen Sie,“ murmelte sie . . . „aber ich merke eben, meine linke Sohle zieht schon wieder Wasser. Ich tret' nämlich immer den linken Absatz schief. Und da geht die linke Sohle wohl auch früher kaput.“

Halb krank wollt' sie sich darüber lachen. Und in diesem kindischen Lachen ohne rechten Sinn und Verstand schwand alles, was mich bedrückte und verschmupft hatte. Ich erinnerte sie an die Seitenstiche, konnte mich aber selber nicht mehr halten, und während wir noch eine Minute vorher trauerklößig über Erdenjammer und einsame Christfeste meditiert hatten, freuten wir uns jetzt wie die Schneekönige, bloß weil ein Stiefelchen nicht mehr ganz dicht hielt.

Erst jetzt fand ich auch so viel freies Gefühl, um meine Gabe anbringen zu können. Zum erstenmal nannt' ich sie auch dabei Fräulein Ene. „Da Sie mir mit diesem Viertelstündchen ein Opfer gebracht,“ sagt' ich, „so schide es sich wohl, daß ich ihr gleichfalls etwas schenkte.“ Sie fand das späßhaft und nickte: „Natürlich.“ Aber als ich mein Päckchen zum Vorschein brachte, ward sie ernster, errötete, barg die freie Hand auf dem Rücken und wehrte scharf ab: „Nein . . . nein . . . das will ich nicht . . . bitte!“

Auf alles andere war ich eher gefaßt. Da stand ich nun und hielt mein Paket, das ich Stunden getragen, in der Hand, und sah, daß es verschmählt wurde und zu nichts mehr nütze war. Ich bin schamrot darüber geworden, wußte kein Wort zu erwidern und steckte es schweigend unter den Mantel zurück.

Sie fühlte wohl, daß sie mich gedemütigt hatte. In stärkeren Wöllchen schwebte ihr Atem vom Munde in die Abendluft, und plötzlich sagte sie leise: „Herr Crusius . . .“

Ich gab keine Antwort.

„Soll das . . . wirklich für mich sein?“

Da zuckt' ich die Achseln. „Einem muß man doch was schenken. Aber —“

„Nein,“ sagte sie, kaum hörbar und streckte die Hand aus.

Sie wollt' es, sie wollt' es nun wirklich! In die ausgestreckte Hand hab' ich ihr das Päckchen hineingelegt. „Danke,“ flüsterte sie gepreßt, aber sie hielt es still und krampshaft fest, als müsse sie sich doch erst darein finden und sich sammeln.

„Und ich hab' gar nichts für Sie,“ sprach sie mit einem Male — radikal gar nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Erkennen.

Novelle von Willi Hansen.

Er hatte getobt und gewürllt und geschrien, hatte Gott und das Schicksal gelästert, gehent, geminst und gebettelt, anfangs. Mer plötzlich, nach acht oder zehn Tagen, war das alles vorüber gewesen. Er hatte sich resignierend und demütig in sein Schicksal ergeben, und nur die Fieriffenheit seines schönen, stolzen, durch viele schlaflose Nächte verwiterten Gesichts, die abgrundtiefe Traurigkeit, die seine Stirn und seine toten Augen überschattete, legten noch Zeugnis ab von den seelischen Kämpfen, die er soeben durchgemacht hatte.

An den schönen warmen Junibormittagen ging er, von Schwester Marie sorgsam geführt, in dem großen, blütenüberwucherten Garten des Krankenhauses spazieren, ernsthaft bemüht, sich allmählich an dies Leben ohne Licht zu gewöhnen. Wenn die Sonne allzu heftig und erbaumungslos herniederbrannte, suchten sie eine der stillen Beißblattlauben unten an der Gartenmauer auf, wo er dann in einem Schaukelstuhl lag und lange wortlos in all das Grün und Blau starrte, das er nicht mehr wahrnehmen, nicht mehr sehen konnte.

Zuweilen sprach er, meist in kurzen, abgehackten Worten, manchmal kam er mehr aus sich heraus. Er sagte nicht mehr — das führte ja zu nichts. Er suchte Trost in den Dingen, die seinen Sinnen noch erreichbar waren. Sprach von dem süßen und be rauschenden Duft des Fiebers und Jasmins, den er mit weit geöffneten Müstern einatmete, von der wohlthuenden Wärme der Sonne, deren Lichtbündel er auf seine Haut herniederbrennen fühlte.

„Ich bin wohl blind,“ versuchte er dann zu lächeln, in einer Art, die ins Herz schmitt, „aber, nicht wahr, Schwester, die Welt ist noch immer schön. Sogar für mich — ich werde bestimmt wieder soweit kommen, dies zu glauben. Ich sehe die Blumen nicht, aber sie duften auch mir, und das Zwitschern der Vögel im Laubwerk erreicht auch mein Ohr. Freilich, vor dem kalten, toten Winter habe ich Angst — er wird so . . . einsam sein.“

Die Schwester versuchte ihn zu erheitern. Es war keine schwere Aufgabe, diesen jungen, stolzen und tapferen Menschen zu pflegen — und ihr Herz war voller Mitleid für sein tragisches Schicksal.

Manchmal sprach er Verse, schöne zarte Verse voll Wohlklang; ganz leise sagte er sie vor sich hin. „Von wem ist das?“ fragte die Schwester einmal. Da lächelte er und sagte: „Von mir! Mit solchen Dingen habe ich mich beschäftigt, als ich noch sehend war. Man hat's zuweilen sogar gedruckt — zwei, drei Bücher tragen meinen Namen. Aber jetzt, wie sollte ich jetzt noch etwas schreiben?“

Die Schwester sagte nichts — aber seit diesem Augenblick pflegte sie immer Papier und Bleistift mit sich zu führen. Und notierte andächtig, fast demütig, was er sprach, ohne es ihm merken zu lassen.

Einmal schien ihn das Bewußtsein seiner traurigen Lage besonders schwer zu bedrücken. „Es ist nicht dies: daß ich nun so ausgeschlossen bin von allem Licht,“ sagte er, „sondern auch, daß ich so einsam sein werde. Immer und ewig allein — mit irgend einem fremden Wesen, das mich pflegen soll und mich vielleicht ansieht und peinigt. Ausgeschlossen von der Liebe — und ich bin doch noch so jung!“

Sie streichelte behutsam seine Haare, seine Stirn — mit ihren leichten sanften trostspendenden Händen. „Wie schön er ist und wie traurig,“ dachte sie, und ein unbändiges Mitleid quoll in ihr empor.

Sie begann ihren Schützling zu lieben, und sie mußte es nicht. Er lächelte, wenn sie sprach mit ihrer weichen dunklen Stimme, und süßsam und geduldt gehörte er ihren Anordnungen, wenn sie ihm irgendwelche Verhaltensmaßregeln gab.

„Jetzt müßte es schön sein, das Plinieren der Sonne auf blonden Frauenhaaren zu betrachten,“ sagte er einmal. „Ich liebe Blondinen so sehr. Sie sind doch blond, Schwester?“

„Ja,“ sagte Schwester Marie, ohne sich auch nur einen Augenblick zu bestimmen.

„Blondes Haar zu braunen Augen — ein solches Mädchen ist immer schön,“ grüßelte er.

„Meine Augen sind braun . . .“ lächelte sie, und ihre Lippen zitterten.

Als sie an diesem Abend allein war, betrachtete sie sich lange und sorgfältig vor ihrem Spiegel. Und sie rief sich das Bild des Erblindeten ins Gedächtnis, der schön war und unglücklich — und den sie lieben könnte, wenn er nur wollte, trotzdem er blind war — nein — weil er blind war. Sie beobachtete, daß sie in einem Alter war, wo ein Mädchen nicht mehr allzu viel vom Leben erhoffen durfte, daß sie allein und in abhängiger Stellung im Leben stand.

„Es muß schön sein, sich zusammenzutun und sich zu lieben,“ dachte sie, und „er steht mich ja nicht,“ küßten ihre Lippen, ehe sie einschloß.

Er heiratete sie, noch bevor er das Krankenhaus verließ. Und das Glück dieser jungen Ehe, das Bewußtsein, einen treuen und liebenden Gefährten an seiner Seite zu haben, die Vorstellung ihrer Schönheit und Anmut ließen ihn seine dunkele Zukunft nicht mehr als Dwohung, sondern erträglich, ja fast schön erscheinen. Er war wohlhabend, sogar reich; keine materielle Sorge beschattete sein Leben, keine Not raubte ihm die Ruhe seiner Nächte.

In dem kleinen, weinurannten Häuschen vor der Stadt lebten sie dahin viele stille, freundliche Tage und Monde hindurch.

Manchmal kamen Freunde, dann las Marie ihnen seine Verse vor, seine nachdenklichen und ernsten Geschichten, die er erfand, wenn sie ihn einmal längere Zeit allein lassen mußte. Vielleicht lächelten einige, wenn sich der Blinde in allzu lauten Lobpreisungen der Schönheit seiner Frau erging — aber dann bliete Marie sie ruhig an, und das Lächeln erstarb auf den Lippen der anderen.

Vielleicht dachte der Mann anfänglich zuweilen, daß sie ihn aus Mitleid geheiratet habe, und es kann sein, daß ein Mißtrauen dieser Art ab und an seine Stimmung trübte. Aber Marie gab ihm so viel und unabweidende Beweise ihrer Liebe, daß er alle solche Gedanken bald weit von sich schob.

Es war eine glückliche Ehe, und ein Augenblick kam, der geeignet schien, auch den letzten Schatten hinwegzuräumen. In irgendeiner Zeitschrift las Marie von der Entdeckung eines Arztes Porunjoff — eines russischen Emigranten, dem es gelungen sei, selbst die auf Krüppelung der Netzhaut und Lähmung des Sehnervs beruhende Blindheit zu heilen. Marie setzte sich sofort brieflich mit dem Arzt auseinander, beschrieb die Krankheits Symptome mit den Sachausdrücken, die ihr aus ihrer Pflegerinnenzeit bekannt waren. Die Antwort kam umgehend. Ja, der Fall wäre aller Wahrscheinlichkeit nach heilbar, und wenn man den Versuch unternehmen wollte, so stehe einer sofortigen Aufnahme des Erblindeten in Porunjoffs Sanatorium nichts entgegen.

Vierundzwanzig Stunden später war Maries Mann Patient des Russen. Sie hüteten sich wohl, ihm allzu viel Hoffnung zu machen, aber nach noch nicht acht Tagen konnte der Arzt erklären, daß die endgültige Heilung nur noch Frage der Zeit — einer relativ kurzen Zeit sei.

Als der Kranke erstmalig einen Wechsel zwischen Licht und Dunkelheit wahrzunehmen vermochte, eröffnete der Arzt Marie, daß sie ihn am Ende der Woche als geheilt mit sich nehmen könne. Tränen der Freude und des Glücks entzündeten ihren Augen. Aber plötzlich erblakte sie und begann zu zittern. Bat den Arzt mit stodender Stimme, ihrem Manne nichts zu sagen, ihn weiterhin die schützende Binde tragen zu lassen, die sie ihm erst daheim abnehmen wollte.

Endlich, als sie wieder in ihrem eigenen Heim waren, kam der große Augenblick. Behutsam, vorsichtig versuchte Marie ihn vorzubereiten, damit die Freude ihn nicht töte. Endlich löste sie mit weicher, zitternder Hand die Binde.

Vor dem plötzlichen Einbruch des Lichts schloß der Mann für einige Sekunden die Augen; die lange entbehrt Helligkeit wirkte auf ihn wie ein schmerzhafter Schlag. Dann, zögernd hob er erneut die Lider und — sah vor sich eine Frau mit dunklen, fast schwarzen Haaren, einem herben, etwas edigen Gesicht, die ihn aus grauen, farblosen Augen selig und angstvoll und froh und erschütternd anblickte.

Einige Leute aus der Nachbarschaft sahen wenige Minuten später den Mann, der bisher nie unangeleitet gegangen war, haltlos, ziellos und schwankend, gleich einem Betrunknen über die Straße taumeln. Der Führer des Autos, das ihn zu Boden riß, behauptete bei seiner Vernehmung, der Mann war direkt hineingelaufen. Von einem Selbstmord konnte natürlich nicht die Rede sein — man erschöpfte sich in Vorwürfen gegen die Frau, die den Blinden ohne Begleitung hatte gehen lassen. — Daß er starb, weil er sehend geworden war, hat niemand erfahren.

Gertrud Aulich:

Herbst im Wald.

Der Wald ist sommerrüde,
Lagt ab sein grünes Kleid,
Noch dunkler wird sein Friede,
Noch tiefer Einsamkeit.

Noch graut ein Reh am Gange,
Die Blume blüht im Grund,
Der Tod im Lebensdrange
Rüßt noch mit heißem Mund.

Ich wandte enge Steige
Durch Herbst dem Winter zu,
Die Sonne geht zur Neige,
Mein Herz sucht Schlaf und Ruh.

Nur daß durch die Sekunde
Ein harter Finger klopft,
Der Wald trägt Todeswunde,
Die langsam blutvertröpft.

Der Wind singt fremde Weise,
Er friert im kalten Baum,
Das Leben irrt im Kreise
Um seinen Sinn, den Traum.

Was wars doch, das vom Aste
Der späte Vogel sang:
Du bist hier nur zu Gaste
O Mensch — wie lang —

Rund um den Erdball.

Der eine mach't's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Früh übt sich . . .

In der Berliner Obertertia einer höheren Mädchenschule hatte der Lehrer einen Schulaufsatz schreiben lassen, welcher sich mit der Damenmode von gestern und heute befaßte. Eine der jungen Damen schrieb unter anderem:

„Vergleichen wir nun die Unterschiede von einst und jetzt, so erkennen wir, daß wir vieles vom Unterzeug abgestreift haben, ehe wir zu dem Punkte gelangten, den wir für wichtig hielten.“

Immerhin ist zu begrüßen, daß die Damen nicht das ganze Unterzeug abgestreift haben.

Tenore bevorzugt

Wie der Professor an der amerikanischen Harvard-Universität Macca-ton an Hand von Proben und Versuchen festgestellt haben will, fällt der Ton der menschlichen Stimme von einem Geschlecht zum anderen, bis es in wenigen Millionen von Jahren nur mehr Wässe bei den Männern und Mstimmen bei den Frauen geben wird. Schade, daß ich so tief spreche; was wäre das für ein ge-segnetes Zeitalter, wenn man gerade als Tenor auf die Welt gekommen wäre in einer Zeit, in welcher es „bald“ nur mehr Wässe geben wird!

Ehen werden im Stimmel geschlossen.

Dieser Ansicht scheint auch die amerikanische Filmschauspiele-erin Feggy Joyce zu sein, denn auf Erden hat sie keine Zeit mehr, zum Traualtar zu schreiten, obwohl sie verlobt ist und der Bräu-tigam seit Monaten auf den Hochzeitstag wartet. Früher hatte sie Zeit, als sie ihren vierten Mann heiratete, nachdem sie sich vom ersten, zweiten und dritten hatte scheiden lassen, aber heute ist sie ein vielbeschäftigter Filmstar und ist mit Proben und Auf-nahmen derart eingedeckt, daß sie einfach nicht dazu kommt, das, was sie in jedem Film tut, auch im Leben noch einmal zu voll-ziehen.

Ihre ersten vier Männer waren Millionäre (jeder für sich), aber keiner hatte mehr viel auf dem Konto, als sie ihnen den Laufpaß gab. Der fünfte Anwärter auf den Posten eines Schnell-schreifers, Mr. Ohn Notchid, ist aber derart reich, daß die Ehe vermutlich länger dauern wird. Er ist auch gutmütig genug, so lange zu warten, bis sie einmal so nebenbei Zeit hat, ihm die Hand zum ewigen (?) Bunde zu reichen. Einem Reporter erklärte er jedenfalls, seiner Meinung nach habe es seine Braut endgültig satt, die Männer wie die Hemden zu wechseln. Er scheint die richtige Gemütsruhe für diese etwas lebhaftere Frau zu besitzen.

Der zerstreute Minister.

Als Eiler Lovberg Ehrenbürger der Stadt Stockholm werden sollte, bekam der Oberbürgermeister den Auftrag, ihm einen Orden zu überreichen. Der tat das mit dem ihm eigenen Schwung: er hielt eine glanzvolle Rede, gedachte aller Vorzüge und Taten des neuen Ehrenbürgers und übergab ihm am Ende den Orden, der in einem wundervollen rotledernen Stui steckte. Doch Eiler Lov-berg, ein einfacher Mann, war viel zu gerührt und zu wenig eitel, um den Orden gleich umzubinden.

Doch als er früh am Morgen nach vollendetem Diner nach Hause kam, war er stolz genug, seiner Frau das Stui zu über-geben, damit sie sich an dem Orden freue. Die machte das Stui auf und fand darin — einen silbernen Rasierapparat. Ein Blick für den Oberbürgermeister, daß Eiler Lovberg ein so bescheidener Mann ist, denn was wäre das für ein Gallo und für eine Blamage gewesen, wenn der neue Ehrenbürger das Stui auf dem Bankett aufgemacht und versucht hätte, sich den Rasierapparat umzuhängen?

Sie macht sich, unsere Volksseele.

In einem großen Filmbblatt stand kürzlich folgende Anzeige über einen neuen Film:

„Ein Werk vom Singen und Klingeln der deutschen Volks-seele mit Gesang und Chorbegleitung.“

Es ist nett von der Volksseele, daß sie sich endlich eine ver-gnügliche Begleitung ausgesucht hat.

Der Sternchensucher.

Man kennt sie, die kleinen Sternchen im Bädeder, die uns, je nach ihrer Anzahl, darauf aufmerksam machen, daß irgend etwas ganz besonders sehenswert oder exquisit sei. Der französische Willmo-nar Desquieu ist anscheinend der Ansicht, daß immer noch viel zu wenig Sternchen im französischen Bädeder sind, und so hat er es sich zur Aufgabe gemacht, im ganzen Land umherzureisen und überall, wo er eine einigermaßen schöne Aussicht findet, diese noch zu verschönern. Zu diesem Zweck läßt er durch Abholzen den Blick freimachen oder durch Anpflanzungen die Landschaft forri-gieren und so weiter. Ist die Aussicht schön genug, dann reißt er weiter, und er hat, wie er selbst sagt, derart viel mit Schaffung neuer Schönheiten zu tun, daß er bisher die alten nie mehr als einmal zu sehen bekam. Aber die Genugtuung, für ein paar Sternchen gesorgt zu haben, ist ja auch schon etwas wert. U. E.

Aus aller Welt.

Yvonne wird eifersüchtig. Vor einigen Tagen erhielt der 43-jährige Zollbeamte Aubert in Paris eine Postkarte. Der Emp-fänger war nicht zu Hause, und die Karte wurde seiner Frau ab-gegeben. Diese las zu ihrer Empörung, daß eine Dame namens Yvonne ihren Mann am nächsten Tage um vier Uhr zu einem Rendezvous bestellte. Erbittert dachte die Frau nach, welchen Empfang sie ihrem ungeheuren Gatten bereiten wollte, als ihr die Handchrift plötzlich bekannt vorkam. Sie sah sich die Postkarte daraufhin etwas genauer an und stellte fest, daß sie von ihr selbst geschrieben war, und zwar im Sommer 1914, als sie noch die glückliche Braut ihres heutigen Mannes war.

Das größte Gemälde der Welt. Dieses Bild ist das „Paradies“ von Tintoretto. Es befindet sich im Dogenpalast in Venedig. Die Dimensionen, die es aufzuweisen hat, 26 Meter in der Breite und 11 Meter in der Höhe, sind zweifellos respektabel.

Zum Kopferbrechen.

Geographisches Silbenrätsel.

Aus folgenden 50 Silben:

- am — be — bet — bing — bir — chi — den — die —
- e — ei — eik — el — en — gan — ge — ge — gen —
- gen — ges — göt — gu — han — i — i — i — kel —
- kra — kus — le — man — mehl — mer — nach —
- ne — ne — ni — no — nor — ra — ra — rie —
- rü — sa — sack — sar — se — see — sen — son —
- spa — sy — ter — ti — tin — u — un — ver —
- wal — zo

bilde man 21 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, diese von unten nach oben gelesen, ein Sporieresultat ergeben.

1. Deutsche Insel, 2. See in Bayern, 3. Schweizer Kanton, 4. europäischer Staat, 5. südamerikanische Republik, 6. deutsche Provinz, 7. russische Bundesrepublik, 8. Stadt in der früheren Provinz Westpreußen, 9. Stadt in Dalmatien, 10. Hochland in Ostindien, 11. Fluß in Indien, 12. Stadt in Thüringen, 13. französische Landschaft, 14. italienische Provinz, 15. Nebenfluß der Donau, 16. geographische Bezeichnung, 17. Stadt in G., 18. westfälische Industriestadt, 19. schlesisches Gebirge, 20. österreichischer Fluß, 21. Stadt in Ostpreußen. (j gilt als ein Buchstabe.)

Rätselsprung.

hauch	doch	früh	das	wir-	ge-	teil
che	für	ent-		ein	was	big
ren	dem	bet-	ein	du	des	lebt
sag	ju-	wenn	steht	na	stel	du
je-	bo-	er-	bei-	ver-	ver-	le-
drum	es	to-	schuld	heut	ne	des
ge-	mit	nicht	bens	daß	bens	ge-
ist	ren	du	nichts	bens	stre-	schuld

Buchstabenrätsel.

C H R. A S O N
Erfurt

Welchen wissenschaftlichen Beruf hat der Besitzer dieser Karte? O. L.

Galali.

Das „Erste“ bedeutet stets das Ende von Reise, Zeit, von Schuß und Leben, Das „Zweite“ läßt als Teil vom Ganzen Man sich von Brot und Früchten geben; Das „Dritte“ ist erklärlich Dem Schützen unentbehrlich. M. Bl.

Homogramm.

Statt der Punkte setze man die Buchstaben a a a b c c c e e e e f h h h i l k r s t u derart ein, daß die wagerechten Reihen 1. einen weiblichen Vor-namen, 2. einen Baum, 3. einen Edelstein, und die senkrechten Reihen 1. einen Bornesausbruch, 2. einen Baum, 3. ein Teil eines Adergeräts nennen. R. Bl.

Auflösung Nr. 47.

Geheimschrift: (Schlüssel: Zeppelint, Fahrkarte, Habel, Sturm, Coolidge.) Die große Zerstörungskatastrophe auf Sizilien durch die ungeheuren Lavamassen des Atna.

- Kreuzworträtsel: Senkr.: 1. Bar, 2. Ida, 3. Rain, 4. Dom, 5. Ma, 6. Emma, 7. Kai, 8. Arel, 10. Mal, 15. Nezer, 17. Wesel, 18. Lee, 19. Val, 22. Drei, 23. Wa, 24. Netna, 26. In, 27a. Eger, 28. Var, 30. Mit, 31. Der, 32. Ger, 34. M, 36. Bau. — Wager.: 3. Rad, 5. Abo, 7. Karo, 9. Lamm, 11. Kai, 12. Maxim, 13. Mat, 14. Inn, 16. Aeh, 17. Wal, 19. ae, 20. Jgel, 21. Mast, 23. Bär, 26. Uri, 27. Lea, 29. Rot, 30. Abend, 32. Gau, 33. Anis, 35. Ober, 37. Mit, 38. Kar.

Galtbarkeit: Wand.

- Vorschaufgabe: Franz Schubert (gest. am 19. 11. 1828). 1. Frankreich, 2. Rheintwein, 3. Anhalt, 4. Neunauge, 5. Zug-unglück, 6. Salpeter, 7. Charlotte, 8. Felate, 9. Anstalt, 10. Bal-last, 11. Eintracht, 12. Restock, 13. Lobseind.